

RÜDIGER  
SAFRANSKI  
GOETHE



KUNSTWERK DES LEBENS  
BIOGRAPHIE / HANSER

erleben gab, *teilten und bestanden die Geschwister Hand in Hand*, heißt es in »Dichtung und Wahrheit«.

Goethe erzählt dort auch eine Geschichte, die nicht von ihm selbst aber von späteren Interpreten, insbesondere von Sigmund Freud, in Zusammenhang mit dem Geschwisterverhältnis gebracht wurde. Der Knabe hatte mit dem Küchengeschirr gespielt am Fenster, das zur Straße ging. Er fing an, das Geschirr hinauszuwurfen, und klatschte zu dem schönen Lärm fröhlich in die Hände. Nachbarn stachelten ihn an und so schleppte er alles Geschirr zusammen, dessen er habhaft werden konnte, und warf ein Teil nach dem anderen auf die Straße, bis die heimkehrenden Eltern dem Treiben ein Ende setzten. *Das Unglück war geschehen*, schreibt Goethe, *und man hatte für so viel zerbrochne Töpferware wenigstens eine lustige Geschichte*.

Die Eltern fanden die Geschichte nicht so lustig, aber auch nicht Sigmund Freud, der darin die unterschwellige Aggression eines Kindes entdeckte, das die Aufmerksamkeit der Mutter nicht mit Geschwistern teilen möchte. Das Zerdeppern von Porzellan deutet er als Ersatzhandlung, Ausdruck einer Tötungsphantasie: die lästigen Konkurrenten um die Aufmerksamkeit der Mutter sollten verschwinden. Daher Wolfgangs geringe Betrübnis beim Tode des jüngeren Bruders. Goethe habe die Porzellan-Geschichte erzählt, so Freud, um nachträglich noch einmal unbewußt seinen Triumph auszukosten, der alleinige Liebling der Mutter geblieben zu sein. »Wenn man der unbestrittene Liebling der Mutter gewesen ist, so behält man fürs Leben jenes Eroberungsgefühl, jene Zuversicht des Erfolges, welche nicht selten den Erfolg nach sich zieht.« Gewiß war Goethe der Liebling der Mutter und konnte daraus ein starkes Selbstgefühl entwickeln. Aber darum geht es ihm in dieser Geschichte offenbar nicht. Er stellt sie ausdrücklich in einen anderen Zusammenhang. Er schildert die Lebensweise der Kinder, die nicht abgesperrt im Hause aufwachsen, sondern auf vielfältige Weise *unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung* kamen. Insbesondere die Küche war im Sommer nur durch ein Gitter vom Leben auf der Straße getrennt. *Man fühlte sich frei, indem man mit dem Öffentlichen vertraut war*. Die kleine Geschichte vom Zerdeppern des Porzellans soll ein Beispiel geben, wozu diese schöne Freiheit auch führen kann. Die Nachbarn sind vielleicht die eigentlichen Hauptpersonen: das Publikum, dem zuliebe der Kleine das Geschirr auf die Straße wirft. Goethe wird später immer wieder davor warnen, sich von den Publikumsinteressen zu sehr beirren und bestimmen zu lassen. Öffentlichkeit macht frei und stimuliert, aber sie unterwirft einen auch Zwängen. Vor diesem Hintergrund läßt sich diese Anekdote auch als eine Art Urszene für ein Lebensthema Goethes verstehen: die Ambivalenz des Öffentlichen, das man braucht und vor dem man sich auch schützen muß.

Wolfgang wächst als Stadtkind auf. Nicht Einsamkeit und stilles Naturleben waren die prägenden Eindrücke, sondern das Menschengewimmel, wie es in einer bedeutenden Handelsstadt wie Frankfurt mit seinen 30 000 Einwohnern, seinen dreitausend Häusern, den engen verwinkelten Gassen, den Plätzen, Kirchen, Hafenanlagen, Brücken, Stadttoren nicht

anders sein konnte. Goethe schildert eindringlich die Spaziergänge in dieser als Labyrinth erlebten Welt, die Gerüche aus den Krämerläden, Gewürze, Leder, Fisch; die Geräusche des Handwerks, der Weber, der Schmiede, die Rufe der Händler; die von Mücken umschwirrten Auslagen der Metzger. Der Knabe sah sie mit Grausen. Ein Durcheinander, alles schien nur von *Zufall und der Willkür und keinem regelnden Geiste* hervorgebracht zu sein. Und doch stimmte es irgendwie zusammen. In dieses Treiben der Gegenwart ragte das Vergangene, ehrfurchtgebietend und geheimnisvoll, die Kirchen, Klöster, das Rathaus, die Türme, Wälle und Gräben. Gerne begleitete der Junge den Vater, der an den Bücherständen nach alten Stichen, Schriften und Scharteken Ausschau hielt. Die Kinder fanden bei den Trödlern zerfledderte Exemplare ihrer Lieblingsbücher, das waren die später von den Romantikern hoch geschätzten »Haimonskinder«, der »Eulenspiegel«, die »Volksbücher«: die »Schöne Magelone«, die »Melusine« und die »Geschichte des Doktor Faust«. *Eine gewisse Neigung zum Altertümlichen setzte sich bei dem Knaben fest*, schreibt Goethe. Deshalb geht er mit dem Vater die alten Chroniken durch, besonders die Schilderung der Kaiserkrönungen am Ort fesselt ihn. Die alten Gebräuche und Zeremonien sind ihm ihrer Herkunft und Bedeutung nach bald so vertraut, daß er sie stolz seinen Kameraden erklären kann.

Das war die Welt der Stadt, verwirrend gegenwärtig, laut, und geheimnisvoll raunend aus der Vergangenheit. Man war von Menschen und von Menschenwerk umgeben, die Natur war jenseits davon, sie war das Ziel von Ausflügen. Das Stadtkind mußte sie eigens aufsuchen oder sehnsüchtige Blicke in die Ferne richten, etwa vom zweiten Stockwerk des Hauses aus, wo der Kleine seine Lektionen lernte und am Fenster über die Häuserdächer, die Gärten und Stadtmauern hinausschaute *in eine schöne fruchtbare Ebene; es ist die, welche sich nach Höchst hinzieht*. Bei untergehender Sonne konnte er sich an dem Anblick nicht satt sehen.

Wolfgang war ein hochbegabter Junge, aber kein Wunderkind, wie etwa Mozart, den er einmal bei einem virtuosen Auftritt erlebte. Wolfgang faßte schnell auf, besonders die Sprachen flogen ihm zu, Italienisch, Französisch, Englisch, Latein, Griechisch beherrschte schon der Knabe ziemlich gut, und Hebräisch konnte er immerhin lesen. Mit Cornelia, die ähnlich sprachbegabt war, heckte er noch im zarten Kindesalter den Plan aus, einen Roman in sechs Sprachen zu schreiben. Dazu kam es nicht, aber bei ihrem Briefverkehr in der Leipziger Zeit wechselten die beiden mühelos ins Französische und Englische. Die Bibel wurde lateinisch und griechisch gelesen, und den Knaben faszinierten ihn vor allem die alttestamentarischen Geschichten aus der Patriarchenzeit. In »Dichtung und Wahrheit« erzählt er die Josephs-Geschichte nach, so wie sie sich ihm in der Jugendzeit eingepägt und wie er sie schon damals aufgeschrieben hatte. Er habe dabei, so Goethe im Rückblick, innere Sammlung und Friede gefunden, *wenn es auch draußen noch so wild und wunderbar herging*.

Er schrieb unablässig seine Kladden voll, und es kam ihm zugute, daß er dem Doktor Clauer diktieren konnte, einem hilflosen, schwer gemütskranken Menschen, der vom Vater

als Mündel im Hause aufgenommen worden war. Clauer ließ sich gerne diktieren und schrieb auch ab, das beruhigte ihn. An schlimmen Tagen hörte man ihn in seinem Zimmer toben. Der Wahnsinn hauste nebenan.

Der junge Goethe verschlang alle für ihn erreichbare Literatur, von den juristischen Schwarten, die er in Vaters Bibliothek fand, über Klopstocks »Messias«, Schnabels »Insel Felsenburg« bis zu den teils pathetischen teils schlüpfrigen französischen Theaterstücken eines Racine oder Voltaire; und immer wieder las er in der Bibel, die für ihn ein Buch reizvoller Geschichten war – wie später »Tausendundeine Nacht«. Dabei war er stets bestrebt, das Erworbene, Angelesene sogleich *zu verarbeiten, zu wiederholen, wieder hervorzubringen*. So entstanden zahlreiche kleine Theaterstücke, Gedichte, epische Fragmente – alles schnell hingeworfen und mit bemerkenswertem Geschick gängige Formen und Themen traktierend. Er konnte sich offenbar mühelos in Stillagen einfühlen, beispielsweise in das protestantisch-orthodoxe Pathos der »Poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Christi«, ein Elaborat des Sechzehnjährigen, das in schauerlichen Bildern den *Höllen-Sumpf* beschwört und sich lustvoll in Bestrafungsphantasien ergeht, um dann mit dem triumphierenden Christus emporzusteigen: *Die Blitze glüh'n. / Der Donner faßt die Übertreter, / Und stürzt Sie in den Abgrund hin // Der Gott-Mensch schließt der Höllen Pforten, / Er schwingt Sich aus den dunklen Orten, / In Seine Herrlichkeit zurück*. Ein paar Jahre später, in Leipzig, war ihm dieses Gedicht peinlich und er bedauerte, es nicht vernichtet zu haben wie manche anderen frühen Werke.

Die frühen Schreibübungen sind meist musterschülerhaft, doch bisweilen auch keck, wie der Dialog mit einem Kameraden namens Maximilian, ursprünglich lateinisch abgefaßt und von ihm selbst ins Deutsche übertragen. Wie vertreiben wir uns die Zeit, bis der Lehrmeister kommt, fragt Maximilian, und Wolfgang antwortet: mit Grammatik. Maximilian ist das zu langweilig, er schlägt vor, mit den Köpfen gegeneinander zu rennen und zu sehen, wer es länger aushält. *Das sei ferne*, antwortet Wolfgang, *meiner schickt sich wenichstens dazu nicht*. <...> *wir wollen dieses Spiel den Böcken überlassen*. Aber man bekomme doch durch diese Übung wenigstens einen harten Kopf, erwidert Maximilian. Darauf Wolfgang: *Das wäre uns eben keine Ehre. Ich will meinen lieber weich behalten*.

Solche »Dialoge« gehörten in die Sparte der Rhetorik, in der man sich zu üben hatte. Ebenso selbstverständlich war das Verseschmieden. Auch das fiel dem Jungen leicht, und er kam bald zu der Überzeugung, daß er die besten Verse machte. Er sagte sie gerne auf, in der Familie und auch bei Freunden. Da gab es eine regelmäßige sonntägliche Zusammenkunft, wo jeder seine Verse vortrug und zur Überraschung des Jungen merkte er, daß die anderen, *welche sehr lahme Dinge vorbrachten*, diese offenbar auch für sehr gut hielten und stolz darauf waren, sogar dann, wenn die Hauslehrer ihnen die Verse geschrieben hatten. Die offenbar törichte Selbsteinschätzung der Kameraden verunsicherte ihn. Ist vielleicht die Wertschätzung der eigenen Verse ebenso unbegründet? Ist er selbst wirklich so gut, wie er sich vorkommt? Diese Ungewißheit, schreibt er, *beunruhigte mich sehr und lange Zeit: denn*

*es war mir durchaus unmöglich, ein äußeres Kennzeichen der Wahrheit zu finden; ja ich stockte sogar in meinen Hervorbringungen, bis mich endlich Leichtsinn und Selbstgefühl <...> beruhigten. Wieder das außerordentlich stabile Selbstgefühl.*

Die Geschicklichkeit beim Verseschmieden verstrickte den Jungen in eine zwielichtige Geschichte und in seine erste Gretchen-Affäre. Man kann zweifeln, ob sich die Dinge so zugetragen haben, da es dafür keine anderen Quellen gibt. Doch ist es eine schöne Geschichte über die Macht der Wörter.

Einige junge Leute, die vom tüchtigen Verseschmied gehört haben, machen sich an ihn heran und wünschen als Probestück einen *artigen Liebesbrief in Versen* so aufgesetzt, als hätte ihn ein schüchternes Mädchen an einen Jüngling geschrieben. Im Handumdrehen liefert er das Gewünschte. Er erhält weitere Aufträge, seine Kunstfertigkeit wird offenbar für Zwecke gebraucht, die er nicht mehr durchschaut. *So mystifizierte ich mich selbst, indem ich meinte einen andern zum Besten zu haben, und es sollte mir daraus noch manche Freude und manches Ungemach entspringen.* Das Ungemach besteht darin, daß einige aus der Gruppe den Enkel des Schultheißen überreden, sich beim Großvater für sie einzusetzen. Am Ende findet er sich verstrickt in einem Netzwerk von Korruption, Fälschungen und Unterschlagungen – und mitten darin der begabte Verseschmied als ahnungsloser Helfer. Er habe bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal in den gesellschaftlichen Abgrund geblickt, bemerkt Goethe etwas zu bedeutungsvoll.

Der zunächst erfreuliche Aspekt der Angelegenheit war die Bekanntschaft mit einem schönen, etwas älteren Mädchen, wohl eine Kellnerin. Er verliebte sich in das ›Gretchen‹ genannte Mädchen. Das fünfte Kapitel von »Dichtung und Wahrheit«, ein Höhepunkt des ganzen Werkes, schildert zwei kunstvoll ineinander verschlungene Geschichten: die jener zwielichtigen Mystifikationen, in die er geraten war, und die der glanzvollen Krönungsfeierlichkeiten, die der Jüngling Hand in Hand mit Gretchen erlebte, als handle es sich um eine für beide arrangierte Liebesgabe.

Gretchen mußte Frankfurt in der Folge der Aufdeckung jener ominösen Machenschaften verlassen. Sie soll gesagt haben: *ich kann es nicht leugnen, daß ich ihn oft und gern gesehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet und meine Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich.* Der Verliebte empfand das als eine solche Kränkung, daß er darüber krank wurde. Er konnte kaum mehr schlucken und steigerte sich in ein *Weinen und Rasen* hinein. Zugleich empfand er es entwürdigend, *daß ich um eines Mädchens willen Schlaf und Ruhe und Gesundheit aufgeopfert hatte, die sich darin gefiel, mich als einen Säugling zu betrachten und höchst ammenhaft weise gegen mich zu dünken.*

Er suchte nach Befreiung aus dieser Gefühlslage. Ein Hauslehrer empfahl die Philosophie. Doch er fand darin die Dinge in einem Zusammenhang dargestellt, wie sie ihm nicht in den Kopf gingen. Er wollte sich das Gefühl von Geheimnis und Unerklärlichkeit bewahren. Religion und Poesie waren dafür besser geeignet, die Philosophie aber mit ihren zudringlichen Erklärungen wurde ihm lästig. Allenfalls war der Stolz herausgefordert,

beweisen zu wollen, daß er in solche Philosophien  *einzudringen fähig war*. Eine solche Selbstbestätigung hatte er jetzt nötig.

Die Gretchen-Geschichte hatte ihn aus sich selbst herausgesetzt, mit dem noch halb kindlichen, naiven Selbstvertrauen war es vorbei. Er war auf schmerzhaft Weise aufmerksam geworden auf das Urteil anderer. Er sah sich jetzt auch von außen. Er hatte einst, so kam es ihm vor, auch im  *größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken* gehabt, nun aber quälte ihn ein  *hypochondrischer Dünkel*, als wären alle  *Blicke auf mein Wesen gerichtet, es festzuhalten, zu untersuchen und zu tadeln*.

In diesen Zusammenhang des Verlustes von Unmittelbarkeit und der bedrängenden Erfahrung von Fremd- und Selbstbeobachtung, gehört auch ein charakteristisches Vorkommnis, das in »Dichtung und Wahrheit« nicht berichtet wird, wovon sich aber briefliche Zeugnisse erhalten haben.

Da schrieb der noch nicht Fünfzehnjährige an den Vorsitzenden eines Tugendbundes, zu dem sich einige junge, vornehme Leute in der Art einer Geheimgesellschaft verbunden hatten. Er bat um Aufnahme. Dieses Schreiben an den siebzehnjährigen Ludwig Ysenburg von Buri ist überhaupt der erste erhaltene Brief Goethes. Er bekennt sich darin zu seinen Fehlern. Er weiß: Selbstprüfung gehört zum Ritual. Drei Fehler nennt er. Als erstes sein  *choleriesches Temperament*, er sei aufbrausend doch nicht nachtragend; zweitens befiehlt er gerne,  *aber wo ich nichts zu sagen habe, da kann ich es auch bleiben lassen*. Drittens seine Unbescheidenheit; er rede auch mit unbekanntem Leuten so als kenne er sie schon  *Hundert Jahre*.

Die Bewerbung bleibt erfolglos. Man will diesen jungen Herrn nicht, der sich so selbstbewußt aufdrängt. Es haben sich einige Briefe erhalten, die zwischen den Mitgliedern des Bundes gewechselt wurden. »Attachieren Sie sich nicht an ihn um Gottes willen«, schreibt der eine. Ein anderer: »Ich erfuhr, daß er der Ausschweifung und vielen andern mir unangenehmen Fehlern, die ich aber nicht herzsählen mag, sehr ergeben sei«. Wieder ein anderer bemerkt: »im übrigen hat er mehr ein gutes Plapperwerk als Gründlichkeit.«

Der fünfzehnjährige Goethe hatte den Anschluß an den Tugendbund gesucht, weil es ihn zu den Älteren, vermeintlich Reiferen hinzog. Den Gleichaltrigen fühlte er sich überlegen und sie wurden ihm bald langweilig. Da gab es einige Freunde: Ludwig Moors, Sohn des Schöffen und Bürgermeisters; Adam Horn, Sohn eines kleinen Beamten bei der Stadtkanzlei und Johann Jakob Riese, auch aus guter Familie. Diese drei schlossen sich zusammen zu gemeinsamen Ausflügen in die Umgebung und bildeten einen Kreis, in dem vorgelesen und disputiert wurde. Goethe war der unbestrittene Anführer. »Wir waren auch immer die Lakaien«, erinnert sich Moors später, und Horn, der dem Freund nach Leipzig folgte, berichtet von dort in einem Brief an Moors, daß man Goethe immer noch nicht beikommen könnte: »er mag eine Partei nehmen, welche er will, so gewinnt er, denn Du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann.«

Man merkt, der junge Goethe erweckte Bewunderung, erregte aber auch Mißgunst. Man